

[WLG]

WIENER LINGUISTISCHE GAZETTE

weiße unterschiede

Hannah-Seraphina Predecky

Sonderdruck aus: *Wiener Linguistische Gazette* (WLG) 88 (2021): 61–82

Themenheft *Sprache und Rassismus*

Hg. v. Mi-Cha Flubacher

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Universität Wien, Institut für Sprachwissenschaft
Sensengasse 3a
1090 Wien
Österreich

Redaktion: Markus Pöchtrager (Allgemeine Sprachwissenschaft),
Christian Bendl, Mi-Cha Flubacher, Jonas Hassemer & Sabine Lehner
(Angewandte Sprachwissenschaft),
Stefan Schumacher (Allgemeine und Historische Sprachwissenschaft)

Kontakt: wlg@univie.ac.at

Homepage: <http://www.wlg.univie.ac.at>

ISSN: 2224-1876

NBN: BI,078,1063

Die *Wiener Linguistische Gazette* erscheint in loser Folge im Open-Access-Format.
Alle Ausgaben ab Nr. 72 (2005) sind online verfügbar.



Dieses Werk unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0
(Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen)

weiße unterschiede

Hannah-Seraphina Predecky*

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 88 (2021): 61–82

Abstract

To provide a perspective on the blind spot of one's own 'whiteness', an auto-ethnographic method is used in this essay. The goal will be to obtain a new/different narrative structure along randomly selected segments of memory and thus a new perspective on one's own past self and (>white<) growing up. With a special focus on the interplay of language, identity formation, social positioning, and stereotyped expectations, various theoretical concepts are used as templates to better trace the effect of socially constructed categories such as 'white'. Especially related to my lived experience of growing up as a white and therefore privileged young woman, there is a need to reflect on the influence and impact of this social determinant in my coming of age. This essay aims to establish a relationship between acquired theoretical knowledge about postcolonial theories, language policy, racism, and critical whiteness and what is experienced, without ignoring or even concealing one's own well-placed social position. The written thoughts show that further critical reflection and deeper theoretical and practical discussions are needed to better trace the blind spot mentioned at the beginning.

Schlagwörter: Angewandte Sprachwissenschaft, Sprachenpolitik, Autoethnographie, kritisches Weißsein

* Hannah Predecky, hannah.predecky@univie.ac.at

anfang

Was bedeutet es, ›weiß‹¹ aufzuwachsen? Im Folgenden werde ich ausgewählte Erinnerungssegmente meiner Kindheit und Jugend unter dem Gesichtspunkt des ›weiß-Seins‹ näher beleuchten. Das (gewagte) Ziel wird sein, mittels gelesener Literatur aus dem Bereich der sprachwissenschaftlichen Postcolonial Studies eine neue Einordnung des eigenen Aufwachsens zu schaffen und dabei hingenommene soziale ›Gegebenheiten‹ kritisch zu hinterfragen. Dass ich mich selbst als ›weiß‹ bezeichne, verweist auf ein gesellschaftliches und historisches Diskursphänomen, mittels einer Farbmethapher eine oberflächliche und augenscheinliche Unterscheidung und ein Rassifizieren von Menschen vornehmen zu können. Eine sprachliche Einteilung, die sich in sozialen und normativen Gesellschaftsordnungen widerspiegelt und ihren eigenen Beitrag zur (Re-)Produktion von gewaltvollen strukturellen Ungleichbehandlungen in einem Gesellschaftssystem leistet. Ziel dieses Essays wird die (persönlich-subjektive) Reflexion um das eigene ›weiß-Sein‹ als noch un-gedachtes Identitätsmerkmal sein. Dieses (Neu-)Erkunden der damit einhergehenden Privilegien und feinen ›weißen‹ Unterschiede werde ich auf Basis meiner autoethnographischen Beobachtungen und Wiedererinnerungen hier zu skizzieren versuchen. Damit kann ich zeigen, dass diese historischen und sprachlich geschaffenen Differenzen, die mich am deutlichsten von mir nahestehenden Personen in punkto Erleben und Sozialerfahrungen auseinander differieren lässt, Ausdruck konstruierter Macht- und Möglichkeitsverhältnisse sind. Dies ist kein Versuch, *Othering*² zu betreiben, sondern meine *Farbenblindheit*³ zu hinter-

¹ ›weiß‹ wird in dieser Arbeit, außer am Satzanfang, kleingeschrieben. Unabhängig von orthographischen Normen.

² Diesen Begriff verwende ich, obschon durch die Benennung und Beschreibung von Personen und Erlebten, eine Unterscheidung und Trennung konstruiert wird, ich sozusagen aus dem Othering-Modus nicht herauskomme. Denn letztlich bin ich es, die schreibt und erzählt und damit ein Sprechen über eingehen muss, um das Thema ›weiße‹ Privilegien ansprechen zu können.

³ *Farbenblindheit* ist eine ausgewählte Metapher, die darauf aufmerksam machen soll, dass dieser Text nicht nur eine Kritik an einer konstruierten Gegenüberstellung zweier Farben ›Schwarz‹ gegen ›weiß‹ stellt, sondern, dass ein großes ›Dazwischen‹ existiert. Diskriminierung und Privilegiiertheit schneiden keine klaren Grenzen in Gesellschaften ein, sondern verlaufen graduell mit einer gewissen Unschärfe. ›Fremdheit‹ wird in dieser Arbeit den Gegenpol zu ›weiß‹ bilden, um all den Farbmethaphern ihren ablenkenden ›Glanz‹ zu nehmen. Schließlich geht es um kontext- und personenabhängige Andersartigkeit und nicht um wahrnehmbare Farben. Die Bedeutung und das Benennen als ›fremd‹

fragen, und zwar durch die bewusste Auseinandersetzung mit ›weißen‹ Aspekten meiner Identitätsbildung und Sozialisation. Identitätsbildung werde ich hier sozialpsychologisch verstehen, als eine »sozial-interaktive Situiertheit und Bedingtheit des Selbst« (Bauer 2002: 134), die nicht frei ist von Identitätszuschreibungen in Form von »Stigmatisierungen, rigiden Grenzziehungen von ich und anderen« (Bauer 2002: 135) und im Wesentlichen dynamisch beeinflusst wird durch gesellschaftliche Rollen, Regeln, Normen und Erwartungen. Dies sind im Grunde soziale Einflussfaktoren deren das Selbst sich niemals entziehen kann (vgl. Bauer 2002: 135).

Natürlich werde ich mich im Zitieren üben und werde den geforderten akademischen Schreibstilnormen entsprechen. Nichtsdestotrotz lasse ich es mir nicht nehmen, durch den Einsatz des Pronomens *Ich* meinen subjektiven Blick zu betonen, um gewissermaßen etwas spielerischer mit dem klassischen ›Bild‹ eines wissenschaftlichen Essays umzugehen. Somit werde ich formale Strukturelemente reproduzieren, um einen selbst gewählten Spagat zwischen Universitätskonformität und Eigensinn – oder vielmehr wie meine Mutter es beschreiben würde: ›Dickkopf‹ – aufrecht zu erhalten. Dieses Essay ist in verschiedene Abschnitte gegliedert, die ein Sammelurium an erzählenden Erinnerungsbildern bilden. Jeder Abschnitt umkreist ein solch ausgewähltes Erinnerungsbild, das infolge der sprachlichen Aufbereitung strukturiert und abstrahiert wird, ohne dabei einen Analyse-spalt zwischen die sprachliche Ebene und die Erinnerungsebene schieben zu wollen.

Der erste Teil beginnt mit einer örtlichen und zeitlichen Verortung meiner Erzähl- und Erinnerungsstimme, der Beschreibung des städtischen Umfelds und der darin gefundenen ›Normalität‹ und Präsenz von Personentypen. Anschließend werden im zweiten Abschnitt ›struktur-gehindert‹ soziale Hindernisse, die als Ursache für separierende Lebenswege

steht in semantischer Abhängigkeit zu der sich ›aussprechenden‹ hegemonialen Norm und ›Eigenheit‹ in einem spezifischen situierten Diskurs, der sich horizontal und vertikal durch weitere Diskurse zieht oder überlagern kann. Was dem einen als fremd gilt, kann der anderen wieder als eigen gelten, nichtsdestotrotz obliegt eine generelle Beanspruchung des Behauptens und Zuschreibens von Fremdheit in der Hand dominanter und machtausübender Gesellschaftsgruppen. Gruppen, Schichten, Klassen, wie man es nennen mag, zu denen ich als Autor*in dieses Essay mich in bestimmten Aspekten dazu zählen muss. Allein die Tatsache hier eine Plattform zu erhalten, zeugt von einer privilegierten sozialen Stellung innerhalb mir bekannter und bewohnter Diskurse und sozialen Strukturen.

gesehen werden, kurz gestreift. Das dritte Kapitel ›frauen‹ leitet in die deutlich konkretere Auseinandersetzung mit den eigenen Erinnerungen und Erfahrungen aus einem früheren Lebensabschnitt ein. Es handelt exemplarisch von den wahrgenommenen sozialen, normativen Bewertungs- und Objektifizierungsvorstellungen über Frauen, die aus meinem direkten Sozialisationsumfeld stammen.

Diese Erinnerungsschau erfolgt vordergründig auf Basis der Bewusstwerdung meines ›wandelbaren weißen hintergrunds‹. Gerade dieser ›hintergrund‹ ermöglichte und ermöglicht mir einen vielfältigeren Umgang mit verschiedenen Normierungsdiskursgrößen – hier vor allem gewisse forcierte Körperideale. Das Privileg eine größere Bahnbreite an Anpassungsmöglichkeiten zu besitzen (hinsichtlich Tarn- und Retuschieroptionen beispielsweise) gewährt mir solch ein ›neutral/</normal› gedachter Background.

Die abschließenden zwei Punkte konzentrieren sich mehr auf die Rolle von Mehrsprachigkeit, Sprach- und Sprecher*innenideologien, sowie der damit verbundenen sozialen Positionierung von Personen.

Das Spannungsfeld zwischen der Darstellungs-, Ausdrucks- und der Organisationsfunktion von Sprache und den gemeinten ›Dingen der Welt‹ muss hier als methodologischer Rahmen kurz Erwähnung finden (vgl. Wittgenstein 1980)⁴. Es wird mir darum gehen, anzuerkennen, dass mit der

⁴ In Anlehnung an Wittgensteins *Tractatus*, 3.32 – »Das Zeichen ist das sinnlich Wahrnehmbare am Symbol« – Das ist eine interessante Annahme, ob eine Unterscheidung vorgenommen wird zwischen einem sinnlich Wahrgenommenen und einem theoretischen abstrahierten Angenommenen. Letzteres kann durch beispielsweise den Einsatz von Sprache wahrnehmbar gemacht werden und dadurch verweist das Zeichen auf das Symbol. Was aber in diesem Essay zugänglich gemacht werden soll, löst sich von derartigen Trennungen; die Formulierung ›sprechen über‹ streiche ich hier aus dem gebrauchten Wortschatz, denn es würde in die Irre führen. Das ›Sprechen/Schreiben über‹ ist zwar nicht gänzlich meine Erinnerung, aber das Schreiben konstituiert als Prozess, das, was es ›darstellt‹. Das Spannungsfeld der Darstellungs- und Konstitutionsfunktion von Sprache in diesem Essay lässt sich auflösen und die Gleichzeitigkeit beider Funktionen in ein und demselben Prozess der schriftlichen Erinnerungsproduktion und -darstellung kann anerkannt werden. Wenngleich das hier keine allzu neuen Gedanken sind (für mich natürlich schon, da sie zeigen wo ich selbst mit meiner Erkenntnis und Denken über Sprache stehe), denke ich, dass gerade mit meiner gezeichneten Betrachtungsposition in diesem Essay, die Ausschnitthaftigkeit und Perspektivierung auf ›Dinge‹ mittels

Auswahl an Ereignissen und der jeweiligen Beschreibung und Zuschreibung nicht nur meine Erinnerungen auf ihr ›weiß-Sein‹ hin dekonstruiert werden, vielmehr findet eine re-konsolidierende Rekonstruktion⁵ statt. Konzepte wie *Referenz* und *Bezugsobjekt* machen hier nicht so viel ›Sinn‹. Das Erinnern passiert akut sprachlich und somit ist dieses reflexive Vorgehen keine ›treffsichere‹ Suche nach einer bestimmten/zu bestimmenden ›Wahrheit‹. Die zeichenhafte Sprache hier ist das letztlich bewusst Erinnertere. Das in diesem Essay Skizzierte liegt in den Grenzen der Sprache und so, wie sich für Wittgenstein ›die Welt‹ in den Grenzen des logischen Raums befindet, so müssen diese Absätze als das gelesen werden, was sie sind: Zeichenhafte Symbolerzählungen. Hinter dieser (Symbol-)Sprache gibt es also nichts zu sehen. Und somit wird dieses Essay ein bewusstes Spiel mit Sprache, Perspektivierung und der daran gekoppelten Wahrnehmung, Bewertung und Konstitution der ›dargestellten‹, sich präsentierenden Erinnerungen. Im Grunde genommen werde ich mein autoethnographisches Schreiben als bewussten, reflexiven und erkenntnisproduzierenden Prozess betrachten. Dieser Prozess wird als Ergebnis ein Narrativ ergeben, das einen ganz spezifischen Blick und eine gewisse Wertung auf die erlebten Dinge wiedergeben wird, die in einer engen Beziehung zu gelesenen und nennenswerten Konzepten und ausgewählten Texten wie *White Fragility* (DiAngelo 2011), *Race, Language, and Representations* (Lo 2019), *Black Ethnography*, *Black(Female)Aesthetics: Thinking/Writing/Saying/Sounding Black Political Life* (Isoko 2018) und einigen weiteren Inspirations-, Einblicks- und Ideenressourcen steht, ohne dabei meinen ›weißen‹ Ausgangspunkt zu vergessen.

Beginnen möchte ich mit der Bedeutungsbesetzung/-eingrenzung des Begriffes ›weiß‹ in diesem Essay. ›Weiß‹ (siehe Fn. 1 und Fn. 3) will ich hier

und dank Sprache, die erst in der sprachlichen Schau zu Dingen werden, nachvollziehbarer wird.

⁵ Ein jedes Wieder-Erinnern ist eine Re-Konsolidierung des abgerufenen ›Inhalts‹. Es ist der Versuch einer Wiederherstellung von etwas Konstruierten, Interpretierten und völlig Gegenstandslosen, aber eben zugleich auch die Darstellung eines damit neu geformten Bildes eines neu abgespeicherten mentalen Sachverhalts. Da Erinnerungen in sich konstruiert sind, also der Schaffungsprozess und das Resultat nicht voneinander zu trennen sind, so sind sie dennoch im mentalen Speicher als Tatsachen eingeordnet. Würde ich als Träger*in dieser Erinnerungen nicht davon ausgehen, dass es sich hierbei um mentale Sachverhalte handeln würde, würde ich mich für verrückt erklären oder behaupten, ich träume mein Leben.

verstehen als eine sozial kategorisierende Farbmethapher, die instrumentalisiert werden kann, um gewisse vorherrschende Machtstrukturen und Hierarchien innerhalb einer Gesellschaftspopulation aufrecht zu erhalten, die bestimmte Personengruppen aufgrund von zugewiesenen Eigenschaften bevorzugt oder benachteiligt: »White privilege is an institutional (rather than personal) set of benefits granted to those of us who, by race, resemble the people who dominate the powerful positions in our institutions.« (Johnson 2002: 1). Eine wie auch immer geartete Hautfarbe sehe ich weder als eine hinreichende noch notwendige *alleinige* Bedingung an, um als ›weiß‹ (in einem deutschsprachigen Diskurs) gelten zu können. Es sind die Namen, das ›Wissen‹ (oder die Annahmen) einer fremdmachenden superioren Normalgesellschaft, die über die eigene Familiengeschichte und Herkunft sowie über soziale und ökonomische Milieu-Verortungen (vgl. Keim & Neef 2000: 265-266), die über den entscheidenden ›weißheitsgrad‹ letztendlich bestimmen.

Allein das sozioökonomische Kapital, in einem Bourdieu'schen Sinne, kann ausschlaggebend sein für eine sich ändernde ›Farbwahrnehmung‹: Dass Personen mal als ›weiß‹ gelten und dann wieder als nicht ›weiß‹ in rechtlichen, politischen oder bloß alltäglichen Diskursebenen zeugt von dieser nicht-essentiellen Determiniertheit (vgl. Kincheloe 1999: 3). Es ist ebenso, dass eine sonst identische soziale Variablenkonfiguration an Indizkategorien⁶ an einem anderen Ort, zu einer anderen Zeit, in einem anderen Diskurs zu einer anderen Einsortierung und Bewertung führen würde. Es sind die Sprecher*innen- und Sprachideologien, exkludierende Vorstellungen wie über Nation oder Heimat, die in einer Gesellschaft vorherrschen, und weitere Faktoren, die letztlich entscheiden, wo wir uns in

⁶ Damit meine ich, dass verschiedene soziale Kategorien, wie zum Beispiel verschiedene ›Bildungsniveaus‹, eine unterschiedliche und graduell verlaufende Wertung erfahren. Diese Werteskalen lassen sich bereits bei der Benennung dieser unterschiedlichen Bildungsniveaus feststellen. So ist es immer noch üblich von ›niedrigen‹ Bildungsabschlüssen zu sprechen und von ›Hochschulen‹. Wird eine Person mit einem bestimmten Bildungsniveau assoziiert, werden weitere damit zusammenhängende Vorstellungen, Wertungen und Zugehörigkeiten zu diesem Label mit aktiviert. Nichtsdestotrotz kann eine Hochschulausbildung, die spezifischen Zwecken dient, nicht in allen Kontexten als ›nützlich‹, angemessen oder relevant angesehen werden. Es gibt Kontexte, in denen eine zu ›hohe‹ Ausbildung eben nicht diesen ›hohen‹ sozialen Wert wieder-erfährt oder zugeteilt bekommt.

diesem ›Spektrum‹ befinden, genauer gesagt, wo wir zugeordnet werden und wann wir als ›fremd‹ gelten.

Natürlich spielt das äußere Erscheinungsbild eine Rolle, aber Hautfarbe bleibt nicht das entscheidende Merkmal per se, es sind auch die Kleidung, die Haarstruktur, die linguistische Varietät, der Habitus, das Wissen und einiges mehr, die zu einer Identitätskonstruktion, also auch Fremd- und Selbstpositionierung führen (vgl. Spitzmüller et. al. 2017: 4–5). Konstruktion in dem Sinne, dass Identitäten in einem diskursiven Aushandlungsprozess dynamische und veränderbare Produkte gewisser Narrationen für das Selbst und andere sind. (vgl. Browyn & Harré 2007: 4).

›Weiß-Sein‹ kann nie kontextlos gedacht oder verstanden werden. Es hat keine biologische oder genetische Grundlage und zieht im Wesentlichen seine ›Seins-Bedeutung‹ aus dem Benutzen und Funktionieren und Wirken dieser Kategorie. Weil ›weiß-Sein‹ schon vor mir funktioniert hat, als legitimierendes Konzept, Ungleichheiten und Bevorteilungen zu rechtfertigen und zu verfestigen, kann und konnte ich als ›weiße‹ Person davon profitieren, ob nun mit meinem Einverständnis oder ohne.

vorstellen

In einer gutbürgerlichen Kleinstadt aufzuwachsen, inmitten des wohlhabendsten Bundeslands Deutschlands, birgt so manch Vor(ur)teile – für eine (nicht-)weiße Person.

Rein äußerlich mit braunen, glatten Haaren, blauen Augen, heller Haut, schlank und mit leichter Körperbehaarung entspreche ich einer gewachsenen und propagierten Körper-Norm, einem gewissen *Lookismus*, der mir auf unterschiedlichen (medialen) Plattformen und von zahlreichen in der Öffentlichkeit stehenden (erfolgreichen und als gesund und ›normal‹ dargestellten) Personen widergespiegelt wurde und wird. Ob nun in illustrierten Kinderbüchern, durch Fernsehmoderator*innen von Kindersendern, Rollen in Serien und Filmen, Figuren aus weltberühmten Bücherwelten, Models in Modezeitschriften, das Lehrpersonal in der Schule, die Polizist*innen, die Mehrzahl der Studierenden in den hippen Cafés, die Stadtverwalter*innen und der kontroverse Bürgermeister und mein Hausarzt... All diese Menschen und viele weitere, die einem tagtäglich begegnen, sehen mir ähnlich oder zumindest wurde mir das suggeriert, dass sie mir ähneln – anscheinend mehr als meine damaligen Kindergarten- und Grundschulfreund*innen Fatma, Hayet, Khaled und Daniel.

Voll NORMAL, oder? Nicht ganz. Die Bus- und Taxifahrer, die morgendlich anzutreffende Schul-Reinigungskraft, die Bösewichte in großen Blockbustern, junge Männer in den Shisha-Bars, Imbissbetreiber und die Arbeiter*innen in Fast Food Ketten bilden einen deutlichen Kontrast zu den zuvor aufgezählten Personen. Eine Ein- und Zuteilung von Menschen in und zu bestimmten Typen und Kategorien, die nicht nur namentlich (die ›Migranten [sic]‹ mit ihrem Hintergrund), sondern auch durch Prädikationen sprachlich verankert wird und von mir als gelerntes Wahrnehmungsschema und Erwartungshaltung an Umwelt und Alltagsbegegnungen ein konstruiertes (›weißes‹) Bild meines sozialen Umfelds darstellt. Ein Zufall?

Dass wir uns an gesellschaftlichen Normen und Rollenbildern orientieren und dass diese eine identitätsstiftende Funktion übernehmen – und das gerade zu Zeiten des Aufwachsens –, ist keine neue Erkenntnis. Die Frage, die man sich dennoch stellen sollte, ist, wieso diese stereotype Aufzählung heute noch so gut funktioniert?

Und damit meine ich nicht, dass ich mit ›empirischen Augen‹ in einer stichhaltigen Analyse mein Umfeld inspiziert und aus diesen gewonnenen Daten eine Ein-Sicht generiert hätte, sondern die Frage, die sich mir hier stellt, ist, wieso ich solch eine scharfe Trennlinie damals und heute noch in meiner Wahrnehmung vollziehe, die zeitgleich eine Sortierung meines sozialen Umfelds inklusive meines eigenen Standpunktes ist. Kann ich überhaupt aus meinem ›weißen‹ Blickfeld heraustreten (und ist das überhaupt ein anzustrebendes Ziel)?

Diese teilweise von mir erwartete und gelernte Gratwanderung findet einige ähnliche Beispiele in Bereichen wie der ›hochkulturellen‹ Kunst und der klassischen Musik, Beamtenberufsfeldern und akademisierten Berufszweigen. Diese Domänen weisen eine hohe Dichte an kulturbewanderten und sozioökonomisch privilegierten Personen auf und zugleich kaum Menschen mit einem sogenannten ›Migrationshintergrund‹. Eine Folge dieser subtilen und irgendwann erlernten Einteilung meines sozio-kulturellen Raumes ist, dass ich beispielsweise mit der vagen und unausgesprochenen Erwartung aufgewachsen bin, keinen Mann mit türkischen ›Wurzeln‹ als potentiellen Deutschlehrer zu haben. Denn wenn dem so gewesen wäre, dann wäre es mir nicht nur aufgefallen, es wäre etwas ›Besonderes‹ gewesen, etwas ›anderes‹, das in seiner Andersartigkeit Erwähnung und Beachtung finden ›sollte‹(?).

Im Gegensatz dazu ist es nichts ›Außer-Gewöhnliches‹ mehr, in bestimmten wirtschaftlichen Industriezweigen eine Führungskraft zu

haben, die eben nicht so aussieht wie aus *Bibi und Tina* oder *Bob der Baumeister*. Meine Wahrnehmung und Bewertung von Personen ist stark gekoppelt an gesellschaftliche Vorstellungen von ›richtig‹ und ›falsch‹, ›gut‹ und ›schlecht‹, ›fremd‹ und ›eigen‹ und sowohl Wahrnehmung als auch Bewertung⁷ stehen in Verbindung mit andauernden Aushandlungsprozessen über normative Kategoriegrößen, die entscheiden wie Menschen in spezifischen Kontexten sich zu verhalten oder auszusehen haben. In sich ständig wandelnden Gesellschaftsdiskursen werden solche Vorstellungen nicht nur verhandelt, sondern viel eher bauen wir uns als Diskursgemeinschaft(en) ein komplexes Netz aus Ideologien, Werten, Normen, Erwartungen und Rollenbildern. Aus jenen ›Diskursweltbildern‹, die in politische und wirtschaftliche Maßnahmen und Strukturen eingebettet sind, organisieren wir unsere Gesellschaft – also uns als Einzelne und zu Gruppen zugehörig. Dabei besitzen wir als Diskursgemeinschaft(en)-mitglieder nicht einmal einen Überblick für hierarchisierte Aufstellungen und diskriminierende Barrieren. Zumindest wird das von einigen Stimmen behauptet.

strukturgehindert

Die Einflussnahme eines dominierenden Diskurses auf die Reproduktion von Ungleichbehandlung in Form einer Bevorzugung und Vernachlässigung gewisser Personen(-gruppen) konnte im Falle von Geschlecht im Berufsleben sehr konkret verdeutlicht und bereits empirisch nachgewiesen werden (vgl. Schlamelcher 2011). Es geht vor allem um die Vervielfältigung und Tradierung von Vorstellungen und Wertungen ÜBER gewisse Personenmerkmale. Das ›Problem‹ sind nicht die ›marginalisierten‹ Personengruppen, sondern die dominant geteilten Vorstellungen und Klischees in einer Gesellschaft über bestimmte Merkmale als ›besser‹, als ›kompetenter‹ etc., die zu Barrieren in Köpfen und Berufslaufbahnen führen. Als Beispiel kann hier die Korrelation von ›normgerechten‹ Aussehen mit beruflichem Erfolg erwähnt werden. Insgesamt spielen multiple Faktoren und *Intersektionalität* (vgl. Ferree 2013: 76) eine zentrale

⁷ Wahrnehmung will ich nicht getrennt sehen als einen isolierbaren unbewussten und automatischen kognitiven Zustand. Viel eher ist Wahrnehmung diskursgebunden und lässt sich nur schwer von weiteren Ebenen der Informationsverarbeitung, Deutung und Interpretation und damit auch Bewertung und Einordnung trennen.

Rolle bei strukturellen Ungleichheiten, die in spezifischen Branchen wie in der Kommunalpolitik zu politischer Machtakkumulation führen (Muñoz 2020; Prengel 2012). Domänen, die schließlich mit Menschen, denen ohnehin privilegierte Eigenschaften zugeschrieben werden, besetzt werden. So auch in meinem Wohnort.

Umgemünzt auf mein Leben: Diese beschriebenen Dynamiken drücken sich so aus, dass durch meinen Habitus und meiner exklusiven ›universitären‹ Sprechart ich Anhaltspunkte indiziere, die an gewisse soziale Zugehörigkeiten gekoppelt sind. Diese sozialen Zuschreibungen mögen wahrscheinlich angesehene und prestigeträchtige Vorstellungen von Akademiker*innen und damit vielleicht auch von einem gutbürgerlichen Leben sein. Gerade deswegen kann ich mir gut vorstellen, dass mein Bekanntenkreis es stark bedauern würde, wenn ich ›bloß‹ eine Karriere als Busfahrer*in anstreben würde. Man würde es zu mindestens als ›unÜBLICH‹ bezeichnen und mir davon abraten. Ein sozialer (Klassen- oder Milieu-) Druck, der auch in meinem Fall vorherrscht, würde aber nicht zu einer breitflächigen Beschränkung der Berufsmöglichkeiten führen. Wobei die sozialen Sanktionen, die mit solch einer Milieu-untypischen Entscheidung Busfahrer*in werden zu wollen einhergehen würden, ich nicht einschätzen kann. Vielleicht gerade, weil ich nie die Idee hatte eine solche Berufsaufsicht ernsthaft anstreben zu wollen.

Die prinzipielle Freiheit zur Auswahl (sofern das bourdieu'sche Kapitalspektrum es zulässt, vgl. Kunze 2008: 7–8) und das Beibehalten großer Teile der Selbstbestimmtheit sind ein für mich als selbstverständlich angenommenes Privileg, das mich, wie ich es definieren möchte, als ›weiße Frau‹ kennzeichnet. Zwar bewegen wir uns da in einem intersektionalen Rahmen (vgl. Crenshaw 1994: 98) und ich kann aufgrund meines zugeschriebenen Geschlechts oder meines ökonomischen Hintergrunds strukturell gehindert⁸ werden, bestimmte Ziele (Zertifikate oder prestige-

⁸ Damit meine ich, dass ich zusätzliche Bildungsangebote wie Sprachkurse und oder Konferenzreisen in den allermeisten Fällen nicht wahrnehmen kann, dass ich neben dem Studium arbeiten muss und die generelle Finanzierung meines Studiums zeitlich begrenzt ist, sodass jede alltägliche oder studiumsgebundene Investition oder Mehrausgabe in dieser Ausbildungsphase mit einem Risiko verbunden ist, abgesehen von der ständigen Beschäftigung mit Geldsorgen, die einen weiteren Stressfaktor bildet, der phasenabhängig Einfluss auf die Qualität meines Studiums hat/nimmt. Interessant auch, dass dieses beschriebene Verhältnis keinen Einzelfall bildet, sondern bei weitem mehr Studierende/

trächtige und unbezahlte Praktika) oder Positionen (Stellen in Unternehmen, die unter anderem durch Kontakte vergeben werden, die ich durch meine soziale Herkunft nicht besitze) in einer Leistungsgesellschaft (vgl. Moriz 2018: 112–120) in einer Art zu erreichen, wie es vielleicht einige meiner Uni-Kollegen*innen vermögen. Allerdings darf ich vor diesem skizzierten Hintergrund nicht die Augen verschließen und weitere von mir übersehene und unerfahrene intersektionale Benachteiligungen anderer und ignorierte Privilegien meinerseits als gegeben und ›normal‹ hinnehmen. Wie gesagt, dieser Text ist einer von weiteren notwendigen Schritten, den eigenen ›weißen‹ Blick zu entschärfen. Gerade im Vergleich zu meinen Freund*innen aus Kindergarten und Grundschule kann ich – in der Retrospektive – deutliche Unterschiede im Zugang zu Bildung und beruflichen Perspektiven feststellen.

frauen

Als eine ›Frau‹ weiß ich, wie es ist, eine ›Frau zu werden‹ (vgl. de Beauvoir 1960: 94). Das ›Frau-Werden‹ geht heutzutage immer noch in großen Teilen mit einer breiten und öffentlich ausgetragen Körperbewertung und -kontrolle einher. Konzepte wie *Fatshaming* oder *Lookismus* verweisen auf eine komplexe und diskriminierende Behandlung von Menschen, die einem physischen Idealbild einer Gesellschaft nicht entsprechen. Gemeint sind Aspekte wie Hautfarbe, Körperbehaarung, Haarstruktur, Körperbau und Nicht-Behinderung. Gleichermäßen zähle ich das verdeckte Spiel um Look und Zugehörigkeit dazu. Klasse und ökonomisches Kapital kann sich in *modischer Armut* ausdrücken. Eine für mich besonders herablassenden Art und Machtdemonstration, da der oder die Look-Träger*in eine ironisch-romantisierende Haltung gegenüber Armut einnimmt. Einst verrufene Adiletten werden so zum Mega-Hype und verdeutlichen wieder gut, dass Wert und Prestige nicht in den Dingen liegen, sondern durch Zuschreibungen und Aneignungen dominanter Diskursgruppen vergeben werden.

Es gibt eigene Erinnerungen, die davon zeugen, dass Fatma (eine Freundin) und meine Schwester Samira sich nicht nur Gedanken um Hautunreinheiten machten (die ich wiederum mit passenden ›hautfarbenen‹ Cremes und Pudern zu verstecken versuchte), vielmehr kämpften beide auch

Auszubildende trifft als sich vielleicht manche Gesetzgeber*innen sich vorstellen können.

mit ihren dunkleren Damenbärten, Armbehaarungen, Haarstrukturen und Haut-Teints. Alles Merkmale, die für eine mehrheitlich sehende Gesellschaft die ersten Anhaltspunkte sind für eine vorläufige soziale Einsortierung.

Es war eine Seltenheit, dass Fatma uns Freund*innen ins Freibad begleitete oder bei heißen Temperaturen unbesorgt kurzärmelige Shirts tragen konnte – zu groß war die Scham für ihre eigene Armbehaarung und zu groß der Zwang, sich verstecken und verhüllen zu müssen. Als Fatma das ständige Abrasieren leid war, kam nur noch eine übertriebene Laserbehandlung für sie infrage. Auch meine Schwester beschäftigte sich mit weiteren, mir unbekanntem ›Problemen‹. Dass sie sich dick mit Sonnencreme einschmierte, um ja nicht ›noch brauner‹ zu werden, war mir prinzipiell egal, schließlich wurde ich im Winter automatisch wieder ›weiß‹ und fand es lange Zeit auch sehr angenehm etwas ›brauner‹ zu werden.

Man mag Oberflächlichkeit und eventuell Eitelkeit hinter diesem Erleben sehen. Ich dagegen stelle die These auf, dass gerade diejenigen, die diesen hier nur kurz angerissenen Bewertungszwang nicht erfahren haben, eben nicht in der Lage sind, das Ausmaß an emotionalen Schmerzen und alltäglichen Gewalterfahrungen, rassistischer verbaler Zuschreibungen und *Microaggressions* nachzuvollziehen. Schließlich kann ich als Nicht-Betroffene auch nicht das Ausmaß der Erfahrungen nachzeichnen – das bleibt mein Privileg.

weißer hintergrund ist wandelbar

Nicht nur, dass ich Zeit, Stress und Geld sparen konnte im Vergleich zu meiner Schwester. Darüber hinaus konnte ich ›kreativ‹ werden, um aus der ständigen Beobachtungs-Bewertungskontrolle heraus zu flüchten – in anderen Worten: Ich durfte mich frei ausprobieren. Egal ob nun Emo-Phase, Punk, Hip-Hop oder ›seriöses Blazertragen‹ usw., all das wurde Teil meiner ›Selbstfindungsphase‹ und dem konnte ich, ohne groß aufzufallen, als ›weißer‹ Mensch nachgehen.

Mit dem Heranwachsen wandelten sich neben der Kleidung und Interessen auch mein Sprechen. Von einem vorstädtischen ›Slang‹ hin zu einem stärker angepassten Schul- und Bildungsduktus, bewegte ich mich zwischen unterschiedlichen Milieus. Alles angelernte Varietäten mit verschiedenen Domänen. Die gemeinsame Funktion: das Etablieren von Zugehörigkeit (und die Identifikation mit einer Gruppe) und das Ausweisen derselben im öffentlichen Sprechen. Je weiter die Zeit auf dem Gymnasium

voranschritt, desto schwerer fiel es mir, beide Zugehörigkeiten ›authentisch‹ und aufrichtig aufrecht zu erhalten. Zwar sprach mir niemand meine Rollenauswahl ab, aber die subtil vorgeschriebenen sozialen Performanz-Kriterien konnte ich irgendwann nicht mehr erfüllen. Schrittweise löste sich ein Repertoire an Werten, Verhalten und Sprechen auf und gleichzeitig vollzog sich ein Austausch und Wandel meiner bisherigen Beziehungen und Freundschaften. Das Nennenswerte hierbei ist nicht die Tatsache, dass ich mich für das ›eine‹ (den Bildungsaufstieg) und gegen das ›andere‹ (mein Viertel, mein Milieu) ›entschieden‹ habe, sondern in welche Richtung ich mich weiter entwickelte (entwickeln musste, konnte und durfte) im Vergleich zu den Wegrichtungen, die meine ehemaligen Freund*innen mit einem deutlicheren ›Migrationshintergrund‹ einschlagen konnten.

Was diesen ›Hintergrund‹ betrifft: Das Muster an Fremd- und Andersartigkeitszuschreibung spiegelt sich auch in einem medialen und öffentlichen Diskurs wider (vgl. Banse 2019), der für mein und das Aufwachsen meiner Schwester Samira sehr prägend war. Die deutschsprachige Film- und Fernsehlandschaft vermittelt bis heute den Eindruck, dass *People of Color*/›schwarze‹ Menschen und Personen, die als Muslim*innen sichtbar gekennzeichnet werden (vgl. Hafez & Schmidt 2020), im Grunde genommen immer Geflüchtete, Migrant*innen, Prostituierte oder gar Schwerverbrecher*innen seien (vgl. Ratmann 2020).

Die reduzierenden Benennungen, Beschreibungen und Behandlungen von verschiedenen ›angeblichen‹ Personengruppen auf ihr ›Schwarz sein‹, ›Frau sein‹, ›behindert sein‹, ›psychisch erkrankt sein‹, ›muslimisch sein‹, ›jüdisch sein‹, ›homosexuell sein‹ führen immer wieder dazu, dass der vermeintliche Hintergrund oder die ›Andersartigkeit und Fremdheit‹ in den Vordergrund rückt. Ein einziges Merkmal soll einen ganzen Menschen ausmachen und die gesamte Wesenheit und Essenz einer Person wird auf diesen einen Punkt zugespitzt und reduziert.

Das Ausmaß an milieuspezifischem Medien- und Fernsehkonsum meiner Schwester Samira und mir, war nicht nur etwa gleich hoch, sondern auch die Auswahl ähnelte sich stark. Ich frage mich, wie in welcher Art und Weise und mit welchen Folgen, so eine unterschiedliche Spiegelung medialer ›Vorbilder‹ sich in unseren Identifikations- und Identitätsbildungsprozessen ›eingedrückt‹ hat.

Teil meiner Erinnerungen an Samiras Aufwachsen sind auch die unzutreffenden Beschreibungen und Erwartungen an ihre ›orientalische‹, ›arabische‹ und ›muslimische‹ Art. Wie oft sie beispielsweise ›gefragt‹

wurde, warum sie kein Kopftuch trage, wann sie ein Kopftuch trage, ob sie ein Kopftuch trage und so weiter und so fort. An meinem Rücken klebte nie ein ›einfarbiger Hintergrund‹, der es anderen Menschen ›erlaubte‹, mich mit anderen Menschen mit ›gleichem Hintergrund‹ zu verwechseln (vgl. Reese 2019).

Meine Schwester konnte und kann diesen ›Touch vom Anderssein‹ nie ablegen (schließlich liegt diese Zuschreibung nicht ihren Händen) und das engte sie im Vergleich zu mir in ihrer ›coming-of-age‹-Phase erheblich ein. Denn was mich betrifft, so kann ich maximal von einem ›weiß grundierten Hintergrund‹ sprechen. Da dieser ›weiß‹, und irgendwie dadurch ›neutral‹ und ›normal‹ ist, kann ich bunte Erscheinungsideen und Identitätsbilder von mir aufgreifen, ausleben und frei(er) nach Außen projizieren. Daher im Bild gesprochen: weißer hintergrund ist wandelbar.

privates sprechen

In einem Plattenbauviertel aufgewachsen, hatte ich keine*n Freund*in, die*der nicht mehrsprachig unterwegs war. Selbst Emma und Elisa sprachen Englisch und Italienisch mit ihren Vätern. Nie sprach auch nur eine oder einer außerhalb des Elternhauses ihre – was nun?, zweite, erste *Mutter-* oder soll ich *Vater-* oder doch lieber *Elternsprache* sagen?! – ›andere‹ Sprache. Freund*innen zu besuchen bedeutete, die verschiedenen Varietäten anhand der Tonmelodie, der Lautstärke, der Gestik und Mimik und dem Handlungsablauf zu erraten. Die seltenen Telefonate mit den Eltern wurden in großen Teilen auf Deutsch geführt – außer es wurde stressig oder laut, dann switchten die meisten in die Sprache der Eltern. Die Begrenzung aufs Private oder Intime galt nicht für alle Sprachen und Sprecher*innen gleichermaßen: Emma beispielsweise gab auf dem Pausenhof der Grundschule gerne ›English phrases‹ von sich. Und man galt auch als ›cool‹, wenn man bereits einige Worte auf Englisch sprechen konnte. Mit libanesisch-arabischen Glückwünschen oder Abschiedsgrüßen hätte ich mir zu dieser Zeit keine Freunde gemacht, zumindest nicht bei den ›deutschen‹ Kindern und Lehrer*innen.

heimatliches sprechen

Es gibt kurze Augenblicke, wo jemand über meinen Namen stolpert, innehält oder am Telefon irgendwann das Buchstabieren aufgibt (weil die Anzahl an Konsonanten ein bestimmtes Maß überschritten hat), ihn falsch

ausspricht/aufschreibt, mir erklären will, dass dieser Name definitiv aus Polen/Russland/Ukraine/irgendwo aus Osteuropa kommt und so weiter und so fort. In diesen kurzen Zeitspannen der Irritation und leichten Genervtheit bei meinem Gegenüber komme ich mir unfair behandelt vor.

Obleich meine helle Hautfarbe, mein ›klares‹ Standarddeutsch und Bildungsregister für mein Gegenüber ausreichen als Indiz für meine nicht-›fremde‹ Position im geteilten sozialen Raum. Letztlich spielen diskursabhängige Faktorenmischungen und das soziale Gegenüber eine zentrale Rolle bei der Entscheidung, ob ich oder man ›hierhergehört‹, ob ich oder man mit Fremdheit assoziiert wird oder eben nicht. Es reicht also nicht aus, zu sagen, ich solle mich doch anpassen, dann werde ich von allein hier reinpassen. ›Aus dem Muster fallen‹ ist keine Entscheidung der betroffenen Individuen, vielmehr eine (kommunikative) Handlung anderer diskursdominanter Akteur*innen. (Und mein leichter Einzelfall ist nur die Bergspitze weitaus gravierender und gewaltvollerer Othering-Taten; mich schützen meine Privilegien als deutschsprachige weiße Student*in).

Mein internalisiertes Hochdeutsch, das selbst lokale Varietät-Färbungen wie etwa das ›Schwäbische‹ abblättern ließ, erlaubt es mir in großen Teilen, über meine ›Heimat‹ und meine soziale Zugehörigkeit zu der ›akademischen Welt‹ entscheiden zu können. Selbstbestimmt darf ich mir aussuchen, ob ich diese schwäbische Kleinstadt als identitätsstiftendes Zuhause definiere oder nicht. Es gab nie massive Einwände und Abstreitungen meiner selbst gesetzten Zugehörigkeit oder ein bevormundendes ›Hinweisen‹ darauf, dass ich ja eigentlich nur formalerweise hierhergehöre.

Als Fatma mir das erste Mal von Kurdistan erzählte, hielt ich es für einen Witz. *Was und wo liegt Kurdistan?* Fatma fährt jeden Sommer ihre Familie in *Kurdistan* besuchen. Wenn ich meine Familie besuche, dann sind das keine Big News. Ich werde auch nicht für den ökologischen Fußabdruck meines Familienbesuchs bewertet, weil meine Familienmitglieder an Orten wohnen, die sehr leicht und schnell mit dem Zug zu erreichen sind. Die Flugreise und der Besuch nach Kurdistan ist für Fatma ein wesentlicher Teil ihres Aufwachsens, ihrer Identität und auch die ›andere Hälfte‹ (aus meiner Perspektive) ihrer Heimat (die der deutsche Staat nicht als autonomes Regierungsgebiet anerkannt hat, vgl. Deutscher Bundestag 2019).

Gerade die Verflechtung zwischen Nation und Sprache kann verdeutlichen, wie wichtig die idealisierte Kopplung eines ausgewählten Natiolekts mit einem ›offiziellen Staat‹ als identitätsstiftendem Moment für Staatsbürger*innen sein kann. Fatma spricht türkisch und kurdisch (wobei es DAS Kurdisch nicht gibt), was entsprechend der kommunikativen

Situation auf ›ich spreche türkisch‹ ›vereinfacht‹ wurde und immer noch wird. Selbst habe ich erst spät als Jugendliche erfahren, dass Fatma eigentlich Kurdin ist und hauptsächlich kurdisch mit ihrer Familie spricht. Sie hat und vermeidet es weiterhin (über) Kurdisch zu sprechen, um sich längere Erklärungen zu ersparen. Denn

[a] speaker who is made ashamed of his own language habits suffers a basic injury as a human being: to make anyone, especially a child, feel so ashamed is as indefensible as to make him feel ashamed of the colour of his skin. (Halliday 1968: 165).

Das Nicht-kurdisch Sprechen ist nicht einfach ein Verstummen oder Vermeiden, sondern ein Zeichen dafür ganze Teile der eigenen Identität und Person verstecken oder schützen zu müssen/zu wollen.

Ein Blick in die Wissenschaftsgeschichte der Sprachwissenschaft verrät, dass um das 19. Jahrhundert herum gerade die Dialektologie instrumentalisiert wurde, um nationalstaatliche Ideologien wissenschaftlich zu begründen, wie Auer (2004) das in seinem Artikel thematisiert oder wie Thomauske (2017: 57) bündig darstellt: »Seit dem 18. und 19. Jahrhundert, als sich Menschen in bestimmten Territorien zu Nationen formierten, wird die Zugehörigkeit zu einer Nation an die Beherrschung einer einzigen Nationalsprache gekoppelt«.

Es ist schwierig, eine Vermutung darüber zu äußern, ohne meiner Freundin etwas in den Mund legen zu wollen, also bevormundend zu sein, warum wir beide in Sachen Offenlegung unserer Sprachzugehörigkeit ein abweichendes Verhalten zeigen. In der mangelnden makropolitischen Anerkennung ihrer (Teil-)Heimat Kurdistan, sehe ich eine Prekarisierung einer ihrer identitätsstiftenden Zugehörigkeiten, die mittels eines bejahenden Sprachgebrauchs Ausdruck finden könnte, sofern dieser nicht weitestgehend sanktioniert oder missachtet wird. Es besteht ein Bedarf an weiteren Überlegungen und Gedankengänge über die Auswirkungen von sozial-politischen Makrostrukturen auf das alltägliche gesellschaftliche Miteinanderleben und Ausleben und Aussprechen von verschiedenen Zugehörigkeiten.

In meinen nanopolitischen Fall als deutsche Staatsbürgerin sehe ich hier ein Privileg. Das Privileg diese Staatsbürgerschaft zu besitzen, die global anerkannt wird und dank dieser ich überall reisen kann mit meinem deutschen Pass und ich ausgiebige Rechte und Freiheiten besitze. Man denke nur an Hannah Arendts Aufsatz über Staatenlose, der klar die Ohnmacht

ohne solch ein Privileg offenbart (Arendt 2001). Nie werde ich mich in einer Situation befinden, in der ich mich erklären und verteidigen müsste, wo mein Aufwachsen stattgefunden hat und was ich als Heimat bezeichnen würde. Mir ist eine nationalstaatliche Zugehörigkeit nicht wichtig, sie kann mir aber deshalb nicht wichtig sein, da sie weder stigmatisiert noch marginalisiert ist und im Besonderen, weil ich dadurch Rechte und Freiheiten erlebe, die Menschen mit anderer oder keiner (offiziell anerkannten) staatlichen Zugehörigkeit nicht besitzen.

Das Spannungsfeld, das sich aufspannen kann zwischen Sprache und Raum, bietet fruchtbare Einblicke in das Funktionieren und miteinander Wirken von Sprachpraktiken, Identitäts(bildungen) und Sprach- und Sprecher*innenideologien. Als anschaulicher Fall dient das in Teilen kontrovers gedeutete Paar ›Sprache und Heimat‹, das gleichweise einen interessanten Blickwinkel für meine Suche nach ›weißen Linien‹ in meinen Erinnerungen und für meine Identitätsbildung bereithalten kann.

Das Denken und Sprechen über die Beziehung von Sprache und Heimat empfinde ich als schwierig, wenn nicht sogar als heikel (vgl. Detering 2019: 16). Nun erhalten Dialekte eine gewisse höhere Relevanz, bezogen auf das Signalisieren von regionalen Zugehörigkeiten. Nic Craith (2012: xiii) argumentiert, dass infolge einer zunehmenden Globalisierung und Migrationsbewegungen, das Bedürfnis nach einer Identifikation mit einem bestimmten Ort und einer bestimmten Varietät zunimmt. Der Begriff »Gesprochene Heimat« (Göttert 2011: 11) bringt diese Dynamik und den Funktionswechsel von Dialekten als ehemaliges zentrales Kommunikationsmedium hinzu »symbolischer und emblematischer Performanzen« (Horan 2016: 2) gut auf einen Punkt. Zugegebenermaßen spreche ich keinen Dialekt, allerdings besitze ich eine deutliche Süddeutschlandfärbung, die wissende Hörer*innen erkennen und die relationale Abhängigkeit der Bedeutungs- und Wertzuschreibung der eigenen Sprachkompetenzen gut wieder verdeutlichen kann.

Ich besitze hier ein Privileg – eine weiße Trennlinie – denn *meine* ›Heimatvarietät‹ und damit auch Ort meiner emotionalen und privaten Ausdrucksmöglichkeiten, ermöglicht mir gleichzeitig ein reibungs- und widerstandsloses, sowie effizientes Bewegen und Navigieren in meinem direkten sozialen Umfeld und Lebensmittelpunkt. Diesen Vorzug, dass meine Erstsprache und Heimatsprache in den Wohnorten, wo ich gelebt habe und lebe, offiziell und im Alltäglichen als ›normal‹ und ›anerkannt‹ gesehen wird, bietet sich nicht jedem Menschen, der in Deutschland und oder Österreich lebt. Es erleichtert den Alltag, Behördengänge und Arztbesuche und vieles Weitere mehr. Daher besitzen beispielsweise

Minderheitensprachenrechte und -gesetze in meinen Augen zu Recht in Österreich einen Verfassungsstatus und sind auf mehreren Rechtsstufen fest verankert. Damit werden gleichermaßen die Sprecher*innen geschützt und in ihrer sozialen Mobilität (also Behördengängen, Schulbesuche und Ähnlichem) gleichgestellt beziehungsweise nicht benachteiligt. Wobei hier wie zurecht angemerkt wurde, dass dies als erstes eine auf Papier festgelegte Einigung ist. Über die praktische Umsetzung muss ein andermal gesprochen werden.

Kurz zusammenfassend: ›Zugehörigkeit zu‹ wird über und dank Sprache konstituiert und interaktiv ausgehandelt in den sozial-politischen und kulturellen Rahmenbedingungen und normativen Vorstellungen, in denen man sich bewegt. Als sozial-politische*r Akteur*in ist man (ein kleiner) Teil der Bedeutungsbestimmung von ›Heimat‹ und Legitimierung von Sprach(en)rechten, aber nicht jede*r kann für sich in gleicher Weise einen gleich großen Bestimmungseinfluss auf die konkrete gesellschaftliche Festlegung behaupten. Es ist eine an Machtpositionen gebundene privilegierte Auswahl. Diese dominante Fremdzuweisung in einem politischen Diskurs, entscheidet darüber, was als *die* (eigene) *Heimat* zu gelten hat und was nicht.

Ich merke: Schattierungen von Privilegien ziehen sich entlang verschiedener sozial ausgehandelter (Norm-)Kategorien, was zeigt, dass Sprach- und Sprecher*innenideologien keine bloßen abstrakten und wirkungslosen akademischen Deutungsrahmen sind, sondern dass sich ihre vielfältigen alltäglichen Manifestationen ausfindig machen lassen. Als ›weiß‹ gelesene Person habe ich Freiheiten in Form von Unmerklichkeit und nichtiger Nicht-Erwähnenswertheit, die es mir ermöglichen, eine klare, selbstbestimmte Auswahl von Heimat und Sprache treffen zu können. Und ohne dabei zu riskieren – anders als Fatma – in Folge meiner Wahl (erst recht) als anders oder fremd gelten zu müssen.

abschließend

Die Sprache, die ich zur Wieder-Festmachung meiner Erinnerungen im Sichtfeld eines bewussten und reflektierten ›weißen‹ Blickwinkels verwendet habe, ist nicht nur eine Menge an ausgewählten, aufgelisteten Wörtern, Phrasen, Zeichen- und Syntaxsetzungen. Meine aufgeschriebenen Erinnerungen und autoethnographischen Reflexionen sind nicht nur bloße Träger gemeinter Propositionen. Nirgendwo anders als im System von Sprache wird die verwobene Gegenseitigkeit von Form und Inhalt so

offensichtlich, dass sie fast schon unsichtbar wirkt. Gerade bei Erinnerungen ist ihre Benennung zugleich eine Festlegung ihrer Erscheinungs- und kohärenten Bedeutungsform. Gleich einer bildlichen Metapher, die eben nicht nur mehr auf etwas ›zeigt‹, sondern ›wortwörtlich‹ auch etwas ganz anderes bedeutet.

Bewegt man sich von einer zweidimensionalen und formalisierten Betrachtung von Sprache weg und eröffnet mithin einen plastischen Raum, so wird greifbar, dass beim Gebrauch und Erleben von Sprache mit anderen Menschen die sozial-kulturellen und pragmatischen Dimensionen von Sprache auftauchen. Ein phänomenologischer Blick auf Sprache offenbart ihre Durchsetzung mit Machtstrukturen, Normen, Erwartungen und dergleichen, die nicht mehr methodisch weg zu ignorieren oder (weg) zu formalisieren sind. Sprache kann nicht ›neutral‹ und außerhalb unserer Norm- und Wertvorstellungen gedacht und verstanden werden. Was heißt es nun, von und über Dinge zu ›sprechen‹, auf sie zu ›zeigen‹ und ihnen eine sprachliche Gestalt zu geben, sie von ihrer singulären phänomenalen Erscheinungsform zu abstrahieren, zu objektivieren? Diese Fragen lasse ich mal so stehen, in diesem Rahmen kann ich sie nicht beantworten, aber sie bildet einen Baustein zu weiteren Überlegungen, die aus dieser essayistischen Auseinandersetzung entstanden sind.

In diesem Essay bin ich entlang meiner spontan auftauchenden Erinnerungen auf der Suche nach meinen eigenen ›weißen‹ Privilegien und ›weißen‹ Unterschieden gefolgt. Es ist mir deutlich schwerer gefallen als vermutet. Ein Gefühl der eigenen ›Blindheit‹ bleibt auf jeden Fall erhalten. Es reicht schließlich nicht aus, sich isoliert im eigenen Kämmerchen den Kopf darüber zu zerbrechen, wo die eigene Privilegiertheit nun liegen mag. Mein autoethnographisches Essay stellt erneut Trennungen und Dichotomien dar und es bleibt in Teilen ein Schreiben über ›Andere‹. Selbst wenn ich das will, daran arbeite und thematisiere – meine weiße Position kann ich in solch kritischen und postkolonialen Diskurs nicht verlassen. Mittlerweile stehe ich diesem autoethnographischen Essay selbst kritisch gegenüber.

Obschon die Auseinandersetzung mit dem ›weiß-Sein‹, eingebettet in einen elitären Universitätskontext, ein erster Schritt einer längerfristigen Konfrontation mit Privilegien und Diskriminierungen sein kann. Diese ausschnittshafte Betrachtung erhebt keinen Anspruch auf Objektivität und Generalisierbarkeit und ich bin mir meiner eigenen Monologhaftigkeit als ›weiße‹ Linguist*in bewusst. Trotz des neu erworbenen Wissens um

postkoloniale (linguistische) Prozesse und Strukturen, die ich nicht von meinem persönlichen Leben trennen kann, wird es keine Loslösung meiner Privilegiertheit und Unerfahrenheit geben. Die Bereitschaft, in den direkten Austausch und offenen Dialog zu treten, gerade mit anderen Nicht-/Akademiker*innen, nicht/privilegierten Menschen, kann zu nachhaltigen Erkenntnissen und Veränderungen meiner Haltung und Verhalten und Arbeit als Linguist*in führen.

Literaturverzeichnis

- Arendt, Hannah. 2001. *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft: Antisemitismus, Imperialismus, Totalitarismus*, 8. Aufl. München: Piper.
- Auer, Peter. 2004. Sprache, Grenze, Raum. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 23(2). 149–179.
- Banse, Philip. 2019. Rassismus in den Medien – Der Reflex im Kopf. *Deutschlandfunkkultur.de* (14. Dezember). https://www.deutschlandfunkkultur.de/rassismus-in-den-medien-der-reflex-im-kopf.1264.de.html?dram:article_id=465774 (Abruf 20. Juli 2020).
- Bauer, Walter. 2002. Identitätsbildung und gesellschaftlicher Wandel. In Werner Friedrichs & Olaf Sanders (Hgg.), *Bildung/Transformation*. 129-149. Bielefeld: transcript. doi: <https://doi.org/10.14361/9783839400944-008> (Abruf 19. Juli 2020).
- Beauvoir, Simone de. 1960. *Das andere Geschlecht: Eine Deutung der Frau*. Hamburg: rohwoit deutsche enzyklopädie.
- Crenshaw, Kimberlé Williams. 1991. Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color. *Stanford Law Review* 43(6). 93–118.
- Cornelius, Moriz. 2018. Ist jeder seines Glückes Schmied? Über den Mythos der modernen Leistungsgesellschaft. *Leviathan* 46(1). 109–134.
- Davies, Bronwyn & Harré, Rom. 2007. Positioning: The Discursive Production of Selves. *Journal for the Theory of Social Behaviour* 20(1). 43–63.
- Detering, Heinrich. 2019. *Was heißt hier "wir"?* Stuttgart: Reclam.
- Deutscher Bundestag. 2019. *Kurzinformation Autonome Region Kurdistan*. WD 2-3000 – 063/19 (13. Mai). <https://www.bundestag.de/resource/blob/650666/e7f52530e31bce9e92f5eb94479188e5/WD-2-063-19-pdf-data.pdf> (Abruf 19 Juli 2020).
- DiAngelo, Robert. 2011. White Fragility. *International Journal of Critical Pedagogy* 3(3). 54-70.
- Ferree, Myra Marx. 2013. Die diskursiven Politiken feministischer Intersektionalität. In Helma Lutz, María Teresa Herrera Vivar & Linda Supik (Hgg.), *Fokus Intersektionalität: Geschlecht und Gesellschaft*. Bd. 47, 75–89. Wiesbaden: Springer VS.

- Göttert, Karl-Heinz. 2011. *Alles außer Hochdeutsch. Ein Streifzug durch unsere Dialekte*. Berlin: Ullenstein
- Halliday, Michael. 1968. The users and the uses of language. In Joshua A. Fishman (Hg.), *Readings in the Sociology of Language*. 139–170. Boston: De Gruyter Mouton.
- Horan, Geraldine T. 2016. *Sprache der Heimat: Discourses of dialect and identity in modern-day Cologne*. Peter Lang.
- Isoke, Zenzele. 2018. Black Ethnography, Black (Female)Aesthetics: Thinking/Writing/Saying/Sounding Black Political Life. *Theory & Event*. 21(1). 148–168.
- Johnson, Allen. 2002. *Power, Privilege, and Difference*. Washington: American University. <https://www.american.edu/ocl/counseling/upload/understanding-white-privilege.pdf> (Abruf 20. Juli 2020).
- Kai Hafez & Sabrina Schmidt. 2020. Rassismus und Repräsentation: das Islambild deutscher Medien im Nachrichtenjournalismus und im Film. *Bundeszentrale für politische Bildung.de* (27. August). <https://www.bpb.de/lernen/projekte/oray/314621/islambild-deutscher-medien> (Abruf 20 September 2020).
- Keim, Rolf & Rainer Neef. 2000. Ausgrenzung und Milieu: Über die Lebensbewältigung von Bewohnerinnen und Bewohnern städtischer Problemgebiete. In Annette Harth, Gitta Scheller & Wulf Tessin (Hgg.), *Stadt und soziale Ungleichheit*. 248–273. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kincheloe, Joe L. 1999. The Struggle to Define and Reinvent Whiteness: A Pedagogical Analysis. *College Literature* 26(3). 162–194.
- Kunze, Klarissa Theresa. 2008. *Der Mythos von der Chancengleichheit: Wie der Habitus die berufliche und soziale Laufbahn bestimmt*. München: AVM.
- Lo, Adrienne. 2019. Race, Language, and Representations. *International Journal of the Sociology of Language* 2020(263). 77–83.
- Muñoz, Tatiana. 2020. Rassismus in der Kommunalpolitik: Es ist nicht so gemeint. *vorwärts.de* (12. Juni). <https://www.vorwaerts.de/blog/rassismus-kommunalpolitik-so-gemeint> (Abruf 20. Juli 2020).
- Nic Craith, Mairead. 2012. *Narratives of Place, Belonging and Language. An Intercultural Perspective*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Prenzel, Heiko. 2012. Schönheit im Job: Quasimodos machen seltener Karriere. *Zeit.de* (4. Juni). <https://www.zeit.de/karriere/beruf/2012-05/erfolg-aussehen-karriere> (Abruf 18. Juli 2020).
- Ratmann, Mirjam. 2020. Ist der deutsche Film rassistisch? *Fluter.de* (18. Mai). <https://www.fluter.de/rassismus-deutsche-filme-serien> (Abruf 20. Juli 2020).
- Reese, Julika. 2019. Schwarze Models gegen „Elle“ – „Wir sind kein Trend“. *FrankfurterAllgemeine.de* (30. Oktober). <https://www.faz.net/aktuell/stil/mode-design/schwarze-models-gegen-elle-wir-sind-kein-trend-16459634.html> (Abruf 20. Juli 2020).
- Schlamelcher, Ulrike. 2011. Führungskräfteerkrutierung und Geschlecht: Zwischen Exklusion und Inklusion der Geschlechterdifferenz. In Ulrike Schlamelcher

- (Hg.), *Paradoxien und Widersprüche der Führungskräfteerekrutierung*. 175-220. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Spitzmüller, Jürgen, Flubacher, Mi-Cha, & Bendl, Christian. 2017. Soziale Positionierung als Praxis und Praktik. *Wiener Linguistische Gazette* 81. 1–18.
- Thomauske, Nathalie. 2017. Sprachpolitik und Sprachideologie(n) – eine historische Verortung. In Nathalie Thomauske (Hg.), *Sprachlos gemacht in Kita und Familie*. 57-106. Wiesbaden: Springer VS.
- Wittgenstein, Ludwig. 1980. *Tractatus Logico-philosophicus* (4. Aufl. ed.). Frankfurt Am Main: Suhrkamp.
- Zürcher Hochschule der Künste. o. J. Othering. <https://www.zhdk.ch/forschung/ehemalige-forschungsinstitute-7626/iae/glossar-972/othering-5894>. (Abruf 20. Juli 2020).